

Bei den verfolgten Mexikanern

Auf dem Boden der Vereinigten Staaten von Nordamerika habe ich im August 1928 die halbe Nordgrenze Mexikos bereist. Eines Tages ist es mir gelungen, die Grenze zu überschreiten und eine mexikanische Stadt zu besuchen. Ich habe an Ort und Stelle mit sachkundigen Leuten verschiedenster Art gesprochen: mit hohen Beamten der mexikanischen Regierung, mit kirchlichen Würdenträgern, mit Weltpriestern und Ordensgeistlichen, mit Vertretern der katholischen und der gegnerischen Presse, mit Männern und Frauen aus der breiten Masse. Ich habe das Beten, Leiden und Ringen des unglücklichen mexikanischen Volkes aus unmittelbarer Nähe beobachtet, und davon will ich nun Zeugnis ablegen.

Es wird richtig sein, was man oft liest, daß augenblicklich etwa drei Millionen Mexikaner in den Vereinigten Staaten von Nordamerika leben. Man darf sich aber nicht vorstellen, daß sie sämtlich oder auch nur größtenteils wegen der religiösen Verfolgung ihr Vaterland verlassen hätten. Schon seit Jahrzehnten treiben politische Unruhen und schlechte Wirtschaftsverhältnisse Hunderttausende von armen Mexikanern über den Rio Grande del Norte in das mächtige Nachbarland. In El Paso, der größten unter allen Städten an der Südgrenze der Yankeerepublik, füllen ihre trübseligen Häuser ganze Viertel. Kluge Unternehmer haben sich rasch der geringen Zahlungsfähigkeit und dem fremdartigen Geschmaack der Einwanderer angepaßt. Alle Dächer sind flach. Einfamilienhäuser haben nur ein Geschos und sind vollständig aus harter Erde aufgebaut. Hinter dem rohen Fliegengitter der Türe oder eines Fensters sieht man im Vorbeigehen zuweilen ein zerknittertes Papierbildchen Unserer Lieben Frau von Guadalupe oder ein vergilbtes Schild mit der großgedruckten spanischen Inschrift: Es lebe Christus, der König! Die zahlreichen Mietkasernen sind meist aus Ziegeln gebaut. Sie haben außer dem Erdgeschos nur ein Stockwerk, weil die Leute nicht gern höher steigen. Ich habe eine typische Anlage dieser Art besucht. Gegen fünfzig Wohnungen von je zwei Zimmern lagen nach altspanischem Brauch um einen viereckigen Hof. Aus dem Hofe führten ein paar Treppen auf eine Holzgalerie, die den einzigen Zugang zu sämtlichen Wohnungen des Obergeschosses und zu ihrem gemeinsamen Wasserhahn bildete. Der Kampf gegen die gesundheitlichen und sittlichen Schäden einer solchen Zusammendrängung ist um so schwerer, als wechselnde Arbeitsverhältnisse und angeborene Unbeständigkeit die Schutzbedürftigen dem helfenden Einflusse schon nach kurzer Zeit wieder entziehen.

Unter dieser hin und her wogenden Volksmasse, die im allgemeinen keinerlei religiöse Bedrückung erfahren hat, leben nun aber auch wirkliche Opfer der Kirchenverfolgung. Bekanntlich wird in einigen mexikanischen Bundesstaaten den kirchenfeindlichen Gesetzen bewaffneter Widerstand geleistet. Wie bei jedem Kriege werden im Kampfgebiet viele Besitzungen zerstört. Die Eigentümer flüchten teilweise in die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo ihnen die Grenzbehörden alle mit den Einwanderungsgesetzen irgendwie vereinbaren Erleichterungen gewähren. Diese rücksichtsvolle Aufnahme finden erst recht Priester und Nonnen, die sich vor der zuchtlosen Willkür der Regierungs-

truppen in Sicherheit zu bringen suchen. Ich sprach mit einem Priester, dem man, während er offen das Allerheiligste trug, die Pistole auf die Brust gesetzt hatte, mit einem andern, der zum Tode verurteilt war und sich nur in Frauenkleidern hatte retten können. Mehrere Tage frühstückte ich mit einem Domherrn, der einen Backenbart und bunte Wäsche trug und für einen griechischen Kaufmann gehalten wurde. Eines Morgens war der Backenbart weggrasiert. Ein sehr kurzer Schnurrbart in einem schmalen Gesicht und ein heller Jackenanzug hatten aus dem vorsichtigen, befahrten Griechen einen flotten Touristen gemacht, der schnurstracks in eines der am meisten gefährdeten Gebiete zurückreiste. In Texas erzählte mir der Bischof einer armen Diözese, daß er neunzigtausend Dollar für die während der letzten zwei Jahre in seinen Sprengel geflüchteten Priester und Nonnen aufgebracht habe. Verwahrlost und aller Mittel beraubt, seien sie nach wochenlangen Strapazen bei ihm angekommen. Für die Nonnen habe er allmählich in Kindergärten und höheren Schulen eine Arbeit gefunden, durch die sie sich selber erhalten könnten. Die Priester habe er theils zu kleinen Hausgemeinschaften vereinigt, theils in geeigneten katholischen Familien untergebracht. Weil sie mit dem Englischen und mit den Landessitten zu wenig vertraut seien, könne er sie einstweilen nur durch theologische Studiengirkele beschäftigen. Das sei allerdings für die meisten eine sehr wünschenswerte Ergänzung ihrer Ausbildung, löse aber keineswegs die immer schwieriger werdende Frage der Bestreitung ihres Unterhaltes. Einige, die ich gesehen habe, waren so alt und krank, daß der Tod ihr kümmerliches Glückelingsdasein bald enden wird.

Es ist bekannt, daß die katholischen Priester in Mexiko keinen öffentlichen Gottesdienst mehr halten können. Im Grenzlande der Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt es aber Pfarreien, die ganz aus Mexikanern bestehen. Da hat man also augenblicklich die günstigste Gelegenheit zur Beobachtung der besondern Formen, die sich das kirchliche Empfinden dieser Rasse geschaffen hat. Man gewinnt durchaus den Eindruck eines leidenschaftlichen Mischvolkes von gefühlvoller Andacht, geringer religiöser Bildung und vielleicht noch geringerer Charakterfestigkeit.

In den Sonntagsmessen sind die Männer — sehnige Gestalten, die man zuweilen mit weitausgebreiteten Armen beten sieht — wohl selten mehr als ein Viertel der Anwesenden. Fast alles, was den Kirchthüren zustrebt, sind Frauen und Mädchen, die einen still und abgehärmt, die andern heiter und üppig, mit düster flammenden Augen in weichen Olivengesichtern. Um Kopf und Schultern wallt meistens ein schwarzer Schleier, und bei manchen ist er länger als das kniefreie Kleid. Frauen und Mädchen machen auch an Sonntagnachmittagen und die Woche hindurch volle Kirchen. Bei vielen Anlässen tragen sie die Abzeichen ihrer religiösen Vereine, große Medaillen an breiten Bändern, deren sehr lange Enden sich schreiend bunt auf dem Rücken kreuzen. Nicht schöner wirkten auf einem schmucken Altar dicke rohe Steine aus der Gegend von Guadalupe und aus andern Landesteilen, die man reihentweise unter eine Abbildung der himmlischen Schutzherrin Mexikos gelegt hatte. Am Tage des hl. Laurentius, der als Märtyrer spanischer Herkunft besonders hoch verehrt wird, sah ich auf einem Spielplatz neben einer Kirche einen religiösen Tanz. An die Außenwand einer Blechhütte hatte man einen Tisch ge-

stellt, auf dem zwischen Sträußen von Papierblumen ein paar dürftige Farbedrucke den Heiligen neben seinem glühenden Koste zeigten. Davor hob ein halbes Duzend meist alter Frauen die Füße unaufhörlich nach dem Viertakt einiger Mandolinen. Die Mandolinspieler tanzten etwas entfernt mit einer Schar von Männern um eine Fahne, die ein müde und verlegen aussehendes Mädchen hielt. Die Tänzer waren als Indianer gekleidet. Federbüsche in allen Farben wehten von den Köpfen, Schnüre von Glasperlen baumelten vor den Gesichtern, und ein besonders lustiger Kumpan trug eine behaarte Tiermaske. Ein paar Hundert Leute schauten zu. Die Geistlichen sagten mir, Spiel und Spieler seien zwar nicht musterhaft fromm, aber schließlich könne man sie dulden.

Wenigstens in den dünn bevölkerten Landesteilen Mexikos — und das sind die meisten — ist der religiöse Unterricht von jeher mangelhaft gewesen. Zuverlässige Kenner versicherten mir, in den dichter bevölkerten und höher entwickelten Gebieten um die Bundeshauptstadt seien die religiösen und sittlichen Verhältnisse günstiger als in den Randstaaten. Selbstverständlich gibt es überall feine und edle Menschen, aber in allen Gesellschaftsklassen wird der geistige und sittliche Aufstieg durch große Schwierigkeiten gehemmt, die in Rasse und Geschichte begründet sind. Der weitüberwiegenden Mehrheit des gesamten Volkes gibt nicht der Starrsinn des Spaniers, sondern die Schlaffheit des Indianers das heutige Gepräge. Die Jahrhunderte lange Gewöhnung an Unterwürfigkeit gegen stolze Herren und die Unruhe des heißen Blutes in dem heißen Lande sind ebenfalls von Nachteil für die Festigkeit und Geradheit des Willens gewesen. Wahrhaftigkeit und Achtung vor fremdem Leben und fremdem Eigentum haben schwer gelitten, und wilde Ehen sind überaus häufig.

Bei alledem ist eine innere Lossagung vom Glauben an die Wahrheit der katholischen Kirche viel seltener, als man vielleicht annehmen möchte. Der Leiter einer liberalen mexikanischen Tageszeitung sagte mir, seine Gesinnungsgenossen und er selber seien der Kirche zwar nicht mehr so bedingungslos ergeben wie in den Kinderjahren, aber sie betrachteten es fast ausnahmslos als selbstverständlich, daß man nur eine ernst katholische Frau heiraten könne. Und diese frommen Mütter senken, selbst wenn sie in anderer Beziehung leichtsinnig sind, den katholischen Glauben so tief in die Herzen ihrer Kinder, daß auch das wildeste Leben ihn kaum ganz auszuroffen vermag. Ich erfuhr von unmittelbar beteiligter Seite, daß einer der höchsten mexikanischen Staatsbeamten, der mit dem Präsidenten Calles einträchtig am Ruin der Kirche arbeitet und von seiner Frau getrennt in einem unsittlichen Verhältnis lebt, nach der Ermordung Obregons aufgeregt zu seiner rechtmäßigen Gattin kam und ihr sagte: Es ist gut, daß du für mich immer die Lampe vor dem Bilde des Herzens Jesu brennen läßt; diese Lampe hat mir das Leben gerettet.

Rührend ist die Nächstenliebe, mit der schlichte Leute einander in schwerer Krankheit beistehen. In der Hütte eines sterbenden Mütterchens, das ich besuchte, fand ich außer den Angehörigen mehrere Nachbarfrauen. Der Pfarrer sagte mir, bei Tag und Nacht sei nach allgemeinem Brauch immer die eine oder andere von ihnen dienstbereit zur Stelle. Und daß sich viele Tausende von Männern und Frauen rasch zu schweren, ja zu heldenmütigen Opfern für

die Religion begeistern können, beweisen die allbekannten Ereignisse der letzten Jahre.

Im eigentlichen Mexiko ist das offene und verborgene Weiterleben der katholischen Kirche noch immer wie in allen Zeiten religiöser Verfolgungen reich an Triumphen und Enttäuschungen. Die Gotteshäuser sind durchaus nicht allgemein geschlossen. Eine ziemlich große Anzahl ist von der Regierung, die schon vor Jahrzehnten allen Kirchenbesitz als Staatseigentum erklärt hat, weltlichen Zwecken überwiesen worden. Auch in den übrigen Kirchen kann kein dem Papste gehorsamer Priester Gottesdienst halten, ohne sich der Gefangennahme auszusetzen; aber sie sind für jedermann den ganzen Tag offen, und sie sind Stätten fast ununterbrochenen Gebetes. Ich habe eine alte, schöne Kirche in einer mexikanischen Mittelstadt an einem Werktag besucht. Alles war in gutem Zustande. In einer Ecke bemerkte ich sogar Farben und Werkzeuge für eine Verschönerungsarbeit, die gerade im Gang war. Einige andächtige Frauen knieten in den Bänken. Auf dem Kommuniongitter brannte eine rote Bl Flamme zur Erinnerung an die Ewige Lampe. Es ist überall Sitte geworden, daß die Gläubigen sich am Sonntag zur Zeit der gewohnten Messen und Andachten in den Kirchen versammeln und ohne Priester die gebräuchlichen Gebete verrichten, die altvertrauten Lieder hören, die hier meistens von Frauenschören gesungen werden, und sich aus einem Buche eine Predigt vorlesen lassen. Hunderte von Priestern, Weltgeistliche und Ordensgeistliche, sind noch im Lande und walten unter beständigen Gefahren heimlich ihres Amtes. Sie haben von Rom die Vollmacht, die heilige Messe zu jeder Zeit und an jedem Orte ohne kirchliche Gewänder und Geräte zu feiern und sich dabei auf Opferung, Wandlung und Kommunion zu beschränken. Das Gebot der Nüchternheit vor der Kommunion ist allgemein aufgehoben. Für kleine Gruppen von Männern und Frauen der verschiedensten Stände werden Exerzitien und Volksmissionen an täglich wechselnden Orten unter dem Schutze von freiwilligen Sicherheitswachen gegeben. Eifrige Frauen und Mädchen sammeln Kinder zum Religionsunterricht um sich oder tragen das Allerheiligste stundenweit zu Kranken, wenn der Priester nach der Beicht nicht wiederkommen kann.

Gesteigert wird der religiöse Antrieb, der von einem solchen Katakombendasein offenbar ausgeht, durch den unbewaffneten und bewaffneten Widerstand gegen die Kirchenpolitik der mexikanischen Regierung. Soweit es sich um die Bundesgesetzgebung handelt — die Priesterheirat wurde nur in wenigen der „Vereinigten Staaten von Mexiko“ verlangt —, ist ein Hauptstein des Anstoßes die Verfügung, daß alle Priester unter schweren Strafen gehalten sind, genaue Ausweise über ihre Person und ihre Stellung in staatliche Listen eintragen zu lassen. Die näheren Umstände ließen erkennen, daß der Präsident Calles auf diesem Wege zur Ausführung einer schon älteren Gewaltmaßregel der Verfassung gelangen wollte, wonach sich alle Religionsgemeinschaften auch in ihrer inneren Verwaltung dem Staate unterzuordnen haben. Trotzdem konnte man sich auf katholischer Seite nicht darüber einigen, ob die Eintragung in die Listen unbedingt verweigert werden müsse. Eine Anzahl protestantischer Prediger fügte sich dem Gesetze und konnte ungehindert weiterarbeiten. Rom aber entschied, daß die Ablehnung wegen der Gefahr dauern-

der und wesentlicher Behinderung einer wirksamen Seelsorge notwendig sei. Zugleich entzog der Heilige Stuhl den mexikanischen Bischöfen alle Vollmacht zu weiteren Verhandlungen mit der Regierung in dieser Sache. Da infolgedessen die katholischen Priester die staatlich vorgeschriebenen Listen nicht ausfüllen, ist ihnen jede Amtstätigkeit unter Androhung von Geldstrafen und Gefängnis verboten. Um also die mexikanischen Katholiken nicht aller Seelsorger zu berauben, wurde der öffentliche Gottesdienst eingestellt und priesterliche Hilfe nur heimlich geleistet. Nun lag die Bedrückung der Religion klar vor Augen, und der Unwille des gläubigen Volkes flammte auf. Die wenigen Katholiken unter den in Mexiko überhaupt nicht zahlreichen Millionären halten sich im allgemeinen von dieser Bewegung fern und sahen lieber, wenn Rom sofort Zugeständnisse machte und Frieden schloße.

Die Kämpfer für die religiöse Freiheit müssen deshalb mit bescheidenen Mitteln arbeiten. Wie sie, hauptsächlich auf dem Umweg über Rom, die öffentliche Meinung der Welt in Bewegung gesetzt haben, ist bekannt. Innerhalb Mexikos unterdrückt Calles mit Gewalt jede mißliebige Äußerung der Presse, auch der nichtkatholischen Presse. Daher hat die katholische mexikanische Presse ihr Hauptquartier jenseits der Grenze in Texas. Die Tageszeitung „El diario de El Paso“ und die Wochenschrift „La revista católica“ — beides keine großen Unternehmungen — unterrichten über alle kirchenpolitischen Vorgänge des Landes soviel wie möglich durch eigenen Nachrichtendienst und geben Richtlinien für die katholische Beurteilung der Ereignisse. Der mexikanische „Volksbund zur Verteidigung der religiösen Freiheit“ versuchte eine Zeit lang einen Boykott gegen den Ankauf entbehrlicher Waren. Dadurch sollte eine Krise in Handel und Industrie herbeigeführt und so die Regierung mittelbar zum Einlenken gezwungen werden. Die Geschäftskrise trat wirklich ein, aber bevor sie unerträglich wurde, verloren zu viele wohlhabende Katholiken den Geschmak an einer Entbehrung, die sie von den gesellschaftlichen Veranstaltungen ihrer weniger kirchentreuen Standesgenossen ausschloß, und sie kauften einer nach dem andern wieder moderne Kleider und Automobile. Dagegen rechnet man noch immer mit einem glücklichen Erfolge des bewaffneten Widerstandes gegen Calles.

Kenner der mexikanischen Verhältnisse sind sich einig, daß in diesem unglücklichen Lande schon seit Jahrzehnten nicht der freie Wille der Volksmehrheit, sondern die rücksichtslose Gewalt wechselnder Minderheiten herrscht. Da keine Aussicht besteht, auf friedlichem Wege zu wirklich freien Wahlen zu gelangen, haben sich führende Katholiken endlich entschlossen, mit bewaffneter Hand der bewaffneten Tyrannei entgegenzutreten, die widerrechtlich schon so lange den wirtschaftlichen und seelischen Besitz des Volkes verwüstet. Durch den besondern Berichterstatter des Londoner „Daily Express“ ist überall bekannt geworden, daß die Zahl der in den verschiedenen Bundesstaaten unter den Fahnen stehenden Freiheitskämpfer ungefähr fünfzigtausend beträgt. Wegen mangelhafter Ausrüstung können aber gleichzeitig höchstens dreißigtausend wirklich kämpfen. Frauen und Mädchen haben sich zu Vereinen zusammengeschlossen, um für den Sieg der guten Sache zu beten und den Freiheitskämpfern Nahrung und Kleidung zu beschaffen. Vor mir liegt eine handschriftliche Darstellung der Kampfplage, für deren Zuverlässigkeit die Mitglieder des katho-

lischen Kampfkomitees mit ihrem Ehrentwort und unter Angebot aller etwa gewünschten Belege eintreffen. Danach kommt es im Durchschnitt täglich zu mehr als sieben Zusammenstößen mit Regierungstruppen. In den Berichten, die Calles nach sorgfältiger Zensur an die Weltpresse gelangen läßt, findet man bekanntlich so gut wie nie Zahlenangaben über die Verluste auf seiner Seite. Nach den Feststellungen des katholischen Kampfkomitees sind in der Regel die Verluste des Feindes, wenn er besiegt wird, wenigstens zwanzigmal, wenn er siegt, wenigstens zehnmal größer als die der katholischen Freiheitskämpfer, die natürlich in den Berichten der mexikanischen Regierung immer als Rebellen bezeichnet werden. Als Ursache der günstigeren Verlustziffern auf katholischer Seite nennt meine Quelle die genauere Ortskenntnis der größtenteils aus dem Kampfgebiet stammenden Katholiken, die Unterstützung durch die ansässige Bevölkerung, die ungeheure Begeisterung, den Schutz Gottes.

Um eine Vorstellung vom Verlauf der Kämpfe zu ermöglichen, will ich den kurzen Bericht des Katholikenkomitees über eine Niederlage und über einen Sieg wiedergeben. Eines Tages wurde eine Abteilung von siebenhundert Freiheitskämpfern durch zweitausend gut bewaffnete Regierungstruppen überrascht. Die Regierungstruppen hatten vorzügliche Stellungen, schlugen die Katholiken vollständig und verfolgten sie 20 Kilometer weit. Die Katholiken mußten fast ihren ganzen Train dem Feinde überlassen. Die Hauptgruppe rettete sich schließlich auf ein Gebiet, das für die feindliche Reiterei unzugänglich war, und damit war der Kampf zu Ende. Die Katholiken hatten vier Tote und zwei Gefangene verloren, während bei den Regierungstruppen vierzehn Tote gezählt wurden. Am folgenden Tage war die zersprengte katholische Truppe wieder vereinigt und kampfbereit. Als Beispiel für einen Sieg kann ein Überfall dienen, der ungefähr um dieselbe Zeit einer Gruppe von zweihundert Freiheitskämpfern gelang. Sie stürzten sich auf eine Abteilung von etwa achthundert Regierungssoldaten, brachten ihnen einen Gesamtverlust von dreihundert Mann bei und hatten dabei selber nur vier Verwundete. Meine handschriftliche Quelle fügt hinzu, so unglaublich scheinende Siege seien durchaus nicht selten. Ein militärischer Sachverständiger habe nach einer Beobachtungsfahrt erklärt, jetzt, wo er sich mit eigenen Augen überzeugt habe, könne er so etwas nicht bloß glauben, sondern er finde es fast selbstverständlich.

Um die Größe solcher Leistungen richtig zu ermessen, muß man sich vor Augen halten, wie mangelhaft die Freiheitskämpfer ausgerüstet sind. Technisch gebildete Offiziere fehlen ihnen fast ganz. Es mangelt sehr an Geld zum Ankauf genügender Mengen von Waffen und Munition, die trotz des Ausführverbotes der Vereinigten Staaten von Nordamerika ziemlich leicht zu bekommen wären. Die Nahrung ist oft so kärglich, daß zwei knappe Mahlzeiten am Tag bei manchen Gruppen schon als ein festliches Ereignis gelten. Die Kleidung ist im allgemeinen dürrig, und viele gehen geradezu in Lumpen. Die Bevölkerung der wichtigsten Aufstandsgebiete kann den Kämpfern wenig Zufuhr liefern, weil die Regierungstruppen weit und breit alles zerstört haben. Es ist nicht zu verwundern, daß unter solchen Entbehrungen schließlich manche den Mut verlieren; aber Zehntausende halten, von ihren Führern und Feldgeistlichen immer von neuem entflammt, durch gemeinschaftliche Messen und Kommunionen übernatürlich gestärkt, heldenhaft aus.

Als das eigentliche Ziel des bewaffneten Widerstandes wird von der wenig gebildeten Masse der Kämpfer und anscheinend auch von vielen Beobachtern der Zeitgeschichte außerhalb Mexikos die Einsetzung einer katholischen Regierung betrachtet. Das ist ein Irrtum. In Wirklichkeit und nach der klaren Absicht der Führer ist dieser Krieg kein Religionskrieg, sondern ein allgemeiner Freiheitskrieg. Durch die fortgesetzten Kämpfe soll die Unzufriedenheit im Lande so groß werden, daß Calles und seine Gesinnungsgenossen sich nicht mehr behaupten können. Unterdessen wird, so hofft man, das Heer der Freiheitskämpfer an Zahl so gewachsen sein, und es wird so viele Führerpersönlichkeiten herangebildet haben, daß die freie Wahl einer Volksvertretung endlich wirksam geschützt werden kann. Mit völliger Gewißheit ist vorauszusehen, daß aus einer solchen Wahl nicht eine ausgesprochen katholische, sondern eine religiös neutrale, die Gewissensfreiheit der kirchentreuen Katholiken so gut wie die aller andern Mexikaner ehrende Regierung hervorgehen wird. Auf das erprobte Heer der Freiheitskämpfer gestützt und vom Vertrauen aller anständigen Leute getragen, würde diese Regierung den religiösen und bürgerlichen Frieden aufrechterhalten und die Ausnutzung der reichen wirtschaftlichen Mittel des Landes dem gesamten Volke zugute kommen lassen.

Will man sich ein Urteil über die Aussichten dieses Befreiungsplanes bilden, so ist zunächst zu beachten, daß Calles trotz bedeutender staatsmännischer Fähigkeiten und mancher glücklicher Verwaltungsmaßnahmen jetzt viel weniger Ansehen genießt als am Anfang seiner Regierung. Ein mexikanischer Generalkonsul im Grenzgebiet leugnete zwar freundlich und entschieden, daß der Kredit des Landes unter den beständigen Unruhen, die Calles durch seine Kirchenpolitik hervorgerufen hat, irgendwie gelitten habe. Er wies mich auf eine vertrauenerweckende Rede hin, die der Botschafter der Vereinigten Staaten von Nordamerika soeben gehalten hatte, und bot mir telegraphische Beschaffung amtlicher Zahlen an. Aber ich war natürlich nicht zu ihm gekommen, um zu erfahren, wie die Lage wirklich sei, sondern ich wollte hören, wie er sie darstellte. Diplomatisch versicherte er mich seiner vollen Aufrichtigkeit, da er mich nicht wie einen vielleicht gefährlichen Zeitungsmann behandeln wolle, und dann behauptete er mit aller Bestimmtheit, daß die mexikanische Regierung sich in keiner Weise bemühe, ihre Kirchenpolitik, die er vollkommen billige, vor dem Auslande zu verteidigen. Amülich erhalte er alle in Mexiko erscheinenden Bücher, Belletristik, wie er mir durch seinen Bibliothekar beweisen ließ, nicht ausgenommen; aber niemals sei eine von der Regierung veranlaßte Propagandaschrift eingelaufen. Ich hatte dem Generalkonsul weder meinen Stand verheimlicht noch meine Absicht, in einer deutschen Zeitschrift über die mexikanischen Verhältnisse zu berichten. Deshalb darf ich hier ohne Beflemmung feststellen, daß der Botschafter, auf dessen Rede er sich berief, allgemein für einen stillen Vertreter des Bankhauses Morgan gehalten wird, daß ferner fast gleichzeitig, vielleicht ebenfalls aus Börsenrücksichten, „Wall Street Journal“ in Newyork, in einem Artikel zum Tode Obregons schrieb, die mexikanische Staatskasse sei leer, und das Land habe keinen Kredit, daß endlich trotz eines wenigstens rechnerischen Überschusses der mexikanische Schuldendienst mangelhaft und eine von Calles in Newyork betriebene Goldanleihe mißlungen ist.

Auf das gegenwärtige Regierungsheer kann weder Calles noch irgend ein anderer Präsident sich fest verlassen; denn es enthält zu viele Banditen, die ihre Dienste von kaum dauernd zu erschwingenden Zahlungen abhängig machen. Obregon faßte seine beträchtlichen Erfahrungen in die Worte: Kein General vermag einem Angriff von 50 000 Dollar zu widerstehen. Und obgleich man in Mexiko von dieser Seite her an Bestechungen, Verrat und Mord seit langem gewöhnt ist, hat doch die Erschießung von weit über hundert Priestern das Regierungsheer so stark in Verruf gebracht, daß es bei einer schweren Krise die zu voller Schlagkraft erforderliche Stütze in der öffentlichen Meinung wohl kaum finden würde. Allerdings verfügen die Regierungstruppen über weit mehr Geld und weit bessere Waffen als die Freiheitskämpfer. Aber die Freiheitskämpfer brauchen auch unvergleichlich weniger Geld, und schon jetzt sind manche ihrer Abteilungen mit erbeuteten Regierungswaffen ausgerüstet.

Dagegen liegt eine bedenkliche Schwäche des bewaffneten wie des unbewaffneten Widerstandes gegen Calles in dem echt mexikanischen Mangel an Einheit. Es gibt manche Führer, die wenigstens eine Zeit lang in ihrem Wirkungskreise Bedeutendes leisten; aber es gibt niemand, der die zersplitterten Kräfte dauernd sammeln und gemeinsam auf das ersehnte Ziel richten könnte.

Und selbst wenn ein überragender Mann erschiene, der die zu lösenden Aufgaben rechtzeitig sähe und die ungefügigen Kräfte organisierte, bliebe die fast erdrückende Gegnerschaft der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die besonders in den Petroleumgesellschaften und in der sog. Südlichen Jurisdiktion des schottischen Ritus der Freimaurerei verkörpert ist. Die Tatsache dieser Bedrohung ist in beiden Ländern für jeden klar, der die Ereignisse nur einigermaßen beobachtet. Bekanntlich hat sich im lateinischen Amerika ein Bund gegen den Imperialismus der Yankeerepublik gebildet. Wie man in den Kreisen des Bundes denkt, zeigt ein Brief, den General Sandino von Nicaragua schrieb, als im Sommer 1928 zwei nordamerikanische Bananengesellschaften öffentlich beschuldigt wurden, sie suchten einen Krieg zwischen Guatemala und Honduras herbeizuführen. Ich fand den Brief am 8. August 1928 im „Erzelsfor“, einer der führenden Tageszeitungen der mexikanischen Hauptstadt, als dringenden Aufruf an das vaterländische Gefühl abgedruckt. Die wichtigste Stelle lautet wörtlich: „Sie sind verpflichtet, den Bewohnern des lateinischen Amerikas begreiflich zu machen, daß es zwischen uns keine Grenzen geben darf, und daß wir alle für das Schicksal jedes einzelnen der spanisch-amerikanischen Völker besorgt sein müssen, weil die Yankee-Imperialisten uns alle mit der gleichen Politik der Kolonisierung und Aufsaugung bedrohen. Die blonden Bestien stehen an der Grenze des lateinischen Amerikas und beobachten gierig unsere politischen und wirtschaftlichen Bewegungen. Sie kennen unsere geringe Charakterfestigkeit und bemühen sich, die Lösung unserer schwierigen zwischenstaatlichen Streitfragen zu verhindern.“ Der General führt dann zahlreiche Beispiele an und schließt: „Sie machen sich unsern Kulturzustand und unsern Leichtsinns zunutze und setzen unser Wohl aufs Spiel, sooft es ihr Vorteil erheischt.“ Wenn die Mexikaner einig hinter einer starken und gerechten Regierung ständen, verlören die Elgesellschaften der nördlichen Nachbarrepublik den unschätzbaren Vorteil, durch Unterstützung einer der streitenden Parteien Ausbeutungsrechte auf mexikanischem Boden zu erpressen. Das

ist nach der nicht nur in Nordamerika herrschenden Geschäftsmoral Grund genug, einen entscheidenden Sieg der katholischen Freiheitskämpfer mit allen Mitteln zu verhindern.

Und im selben Sinn arbeitet die Freimaurerei. Einen Monat, nachdem Calles seinen Vernichtungskrieg gegen die Kirche eröffnet hatte, wurden ihm in der mexikanischen Bundeshauptstadt öffentlich die höchsten maurerischen Ehren zuerkannt. Nun ist aber die politische und wirtschaftliche Macht der Vereinigten Staaten von Nordamerika durchaus im Einklang mit freimaurerischen Gedanken begründet und ausgebaut worden. Von Washington an waren fast alle Präsidenten Freimaurer, und nicht zufällig steht in der Bundeshauptstadt außer einer gewaltigen, von der gesamten Freimaurerei der Republik errichteten Gedächtnishalle für den ersten Präsidenten auch der schlanke und unheimlich stille Tempel, in dem der höchste Rat der sog. Südlichen Jurisdiktion des schottischen Ritus seinen Sig hat. Es ist nur folgerichtig, daß die Freimaurerei ihren Einfluß auf die Regierung in Washington gegen den endgültigen Triumph der katholischen Bewegung in dem reichen Nachbarlande aufbietet. Die Gestaltung der Welt nach den Grundsätzen der Freimaurerei findet ja ganz allgemein um so weniger Hindernisse, je mehr der katholische Gedanke aus allen Machtstellungen verdrängt wird. Außerdem weckt die Erinnerung an die Inquisition bei den Freimaurern die Befürchtung, daß die mexikanischen Katholiken, sobald sie die Obermacht hätten, ihr Programm der bürgerlichen Duldung anderer Weltanschauungen umstoßen würden. Und weil die Großpresse Nordamerikas wie der übrigen Welt ganz im Sinne der Freimaurerei gegen kirchliche Bindung im privaten wie im öffentlichen Leben ist, kann auch von ihr mindestens kein Widerstand gegen die Gewaltpolitik der mexikanischen Regierung erwartet werden.

Aber selbst wenn die Vereinigten Staaten von Nordamerika unter Umständen einen Vorteil darin sähen, die mexikanischen Freiheitskämpfer wenigstens vorübergehend zu begünstigen, ist es nicht sicher, ob die Hilfe angenommen würde. Als ich einen Führer der mexikanischen Katholiken fragte, ob es nicht von Nutzen wäre, den fremden Oligesellschaften, deren Macht ja doch nicht mehr zu brechen sei, für den Fall eines Sieges günstige Bedingungen in Aussicht zu stellen, antwortete er mir fest und ruhig: „Wir sind nicht gesonnen, unser Vaterland stückweise an die Yankee zu verkaufen. Auch ein Sklave, der zu essen hat, ist ein Sklave. Wenn die Yankee uns vernichten können, wollen wir wenigstens die Ehre haben, in der Geschichte als Opfer ihrer Habgier fortzuleben.“ Allerdings drücken sich nicht alle mexikanischen Katholiken so entschieden aus, aber wohl nur wenige würden es begrüßen, wenn zu ihren Gunsten die Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Kampf gegen Calles eingriffen.

Dem Glaubensleben der mexikanischen Priester und Laien haben die harten Verfolgungen ohne Zweifel mehr Klarheit und Kraft gegeben. Nur darf man nicht vergessen, daß allmählich wegen der Tötung und Flucht so vieler Priester die religiöse und sittliche Vernachlässigung der Jugend wie der Erwachsenen gewaltig zunehmen wird. Von den Männern erfüllten schon lange weniger als die Hälfte ihre kirchlichen Pflichten. Da die Frauen kein politisches Wahlrecht haben, ist es, wie mir führende Vertreter der kirchlichen und der liberalen

Richtung versicherten, auch bei völlig freien Wahlen zweifellos, daß die Mehrheit der Abgeordneten nicht kirchlich gesinnt sein wird. Sie wird allerdings die Kirche nicht verfolgen, aber für ihre Rechte und Bedürfnisse wenig Verständnis haben. Infolge mangelhafter Ausbildung in Zwergseminaren ist ein großer Teil der noch lebenden mexikanischen Geistlichkeit der ebenso schwierig wie dringend gewordenen Aufgabe einer gründlichen religiösen Erneuerung des gesamten Volkes nicht gewachsen. Glücklicherweise genießt bereits eine beträchtliche Zahl von Theologiestudierenden in Spanien und Italien eine sorgfältige Erziehung. Und wie Rom sich die ferneren Verhandlungen mit der mexikanischen Regierung vorbehalten hat, wird es selbstverständlich auch bei Neubesetzungen bischöflicher Stühle bemüht sein, der mexikanischen Kirche besonders auserlesene Oberhirten zu geben, die mit weitem Blick und unverzagter Ausdauer das mühsame Werk unternehmen, für Priester und Laien die von den neuen Verhältnissen geforderten Organisationen zur Sicherung der kirchlichen Freiheit und zum allseitigen Ausbau eines praktisch katholischen Lebens zu schaffen.

Jakob Overmans S. J.